Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 3

Artikel: Die bernische Volksseele und ihre Wandlungen
Autor: Tavel, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-760220

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die bernische Volksseele und ihre Wandlungen

Von Rudolf Tavel

Darf man von einer Volksseele reden? Gibt es überhaupt bei den Mitgliedern eines Volksstammes irgendeine innere Gemeinsamkeit, die einen Namen verdient? — Darf die Bevölkerung eines politischen Gebildes wie ein Schweizer Kanton als Volksstamm betrachtet werden? — Was man von Uri, Schwyz und den andern kleinen Kantonen sagen darf, trifft doch kaum zu für Bern mit seinem Oberland und seinem Seeland, mit seiner Hauptstadt und seinem Emmental, nicht zu reden von seinem welschen Jura. Keine Frage, alle Landesteile des Kantons Bern haben ihre ausgeprägten Besonderheiten. Und doch ist ein Gemeinsames vorhanden, ein Gemeinsames, das hinlängliches Interesse bietet, um Gegenstand einer besonderen Betrachtung zu sein. Vielleicht muss der Jura ausgenommen bleiben, obschon die zahlreich dort niedergelassenen Wiedertäufer aus dem deutschen Kantonsteil ein starkes Bindeglied mit dem alten Kanton darstellen.

Die Untersuchung, inwieweit das, was heute Bernervolk heisst, in historisch-ethnologischem Sinne als einheitlicher Stamm betrachtet werden dürfe, hat nicht Raum im Rahmen unserer heutigen Unterhaltung. Es wäre freilich sehr interessant und wichtig, ob nicht gewisse Charakterzüge des heutigen Bernervolkes ihre Wurzeln im Wesen der Ureinwohner des Landes haben. Ich halte das für wahrscheinlich. Das Wesen eines Volkes bildet sich einerseits durch den Kompromiss zwischen Religion und Selbsterhaltungstrieb und anderseits durch die Natur des Nährbodens und das Kräfteverhältnis zum Nachbarvolk.

Was uns die Geschichtsforscher mitteilen, scheint zwar die Vermutung zu widerlegen, dass etwas von der Art der Ureinwohner auf die heutige Generation vererbt sein könne, da die Helvetier durch die Römer, wo nicht völlig vertrieben, doch unterdrückt und übermächtig beeinflusst wurden. Der römischen Zeit folgte die burgundische mit dem christlichen Kulturelement. Diese Wellen waren ohne Zweifel von gewaltiger Kraft; aber ich kann mir trotzdem nicht denken, dass sie alle helvetisch-urtümlichen Elemente restlos aus den tau-

send Falten des vielgestaltigen Hochlandes hinausgespült hätten. Wahrscheinlich hat schon in der römischen Zeit Reibung und Ausgleich zwischen den städtischen und den ländlichen Bevölkerungselementen stattgefunden. Diese Wechselwirkung stellte sich erst recht wieder ein, als die Stadt Bern ihr Haupt über die Wipfel der Eichenwälder erhob. Dazu gesellten sich nun Reibung und Ausgleich zwischen Burgund und Alemannien, zwischen Welsch und Deutsch, ein Prozess, der bis auf den heutigen Tag das Wesen des Bernervolkes stark beeinflusst.

Weiter zu untersuchen, ob — vorausgesetzt, dass von der ältesten Bevölkerung ein Teil im Land geblieben sei — auch vom Charakter derselben trotz den Kriegen und Kulturverschiebungen etwas auf die späteren Berner übergegangen sei, hat deshalb keinen Wert, weil wir vom Charakter der Ureinwohner nichts Verbürgtes wissen. Allerdings stellt Cäsar (de bello gallico) den Helvetiern das Zeugnis aus, sie seien an Kriegstüchtigkeit allen germanischen Stämmen überlegen gewesen, und der bernische Geschichtsschreiber Tillier meint, „der Ruf unbescholtener, kriegerischer Tugend sei wohl das einzige Erbe, welches von jenen uralten Geschlechtern noch ungeschmälert auf die spätern überging." Fast sollte man's glauben, die Kriegsgeschichte zeugt dafür, und auch gewisse Züge des heutigen Bernervolkes, so eine nicht zu leugnende Freude am Zerstören. Man muss gesehen haben, mit welcher Lust bei Feuersbrünsten oder grossen baulichen Veränderungen die Demolierung des einmal Beschädigten vor sich geht. Doch hat das, wie wir später sehen werden, seinen tiefern Grund noch in einem andern Charakterzug.

Klarer tritt das Wesen des Bernervolkes erst zutage mit der Erbauung der Stadt. Urkundlich wird der Name Bern erst dreissig Jahre nach dieser Gründung genannt. Von hier an lässt sich nun die Charakterzeichnung umso besser und zuverlässiger durchführen, als in dem Gemeinwesen für die freie Auswirkung des Volkswillens von Anfang an gesorgt war. Daran ändert die Tatsache gar nichts, dass man unter dem Reichszepter stand, und dass in der Stadt Männer und Geschlechter den Ton angaben und das Steuer in den Händen hielten.

Die Stadt ist eine Gründung des Herzogs Berchtold V. von Zähringen. Sie blieb auch nach dessen Tode unter der Vogtei des Königs und erlangte ihre volle Unabhängigkeit formell erst durch den Westfälischen Frieden. Der Schultheiss war in den ersten Zeiten ihres Bestehens königlicher Beamter. Ringsherum regierten Dynasten, Freiherren und geistliche Regenten. Das Volk, mit Ausnahme der Bauern im Gebiet der vier zur Stadt gehörenden Landgerichte, Seftigen, Sternenberg, Zollikofen und Konolfingen, steckte in der Leibeigenschaft. Es sah also wenig nach Gelegenheit zu freier Entwicklung aus. Aber was melden uns die Chroniken?

Jener Bubenberg, dem Berchtold den Auftrag zur Errichtung der ersten Stadtmauer erteilt, verlegte diese eigenmächtig von der Stelle der heutigen Kreuzgasse um 500 Schritte weiter westwärts mit der Versicherung, er werde den Raum schon mit seinen Leuten bevölkern.

Kurz nach Aufstellung der goldenen Handfeste wird der Schultheiss nicht mehr vom königlichen Statthalter, sondern vom Rat gewählt. Der Rat wird bald erweitert und zeigt schon hundert Jahre nach der Gründung das Gepräge, das er dann ein halbes Jahrtausend lang bewahrt. Vom Interregnum wird profitiert, um die Reichsburg auf der Nydeck dem Erdboden gleichzumachen.

Die goldene Handfeste selbst nennt Eugen Huber wohl mit vollem Recht „eine Sammlung geschenkter, ertrotzter und erkämpfter Vergünstigungen der Stadt, wodurch sie sich einerseits gegen die landesübliche Hörigkeitsverpflichtung grundherrlicher Belastung und landesherrlicher Zumutungen schützte und für ihre Bürger die Gleichberechtigung mit den Herrenburgen zu erringen suchte, anderseits sich von den Reichspflichten und Reichsbanden so viel als möglich loszumachen bestrebt war".

Unbequeme Urkunden, die es dem Oberherrn gestatten, die Stadt zu verpfänden, gehen bezeichnenderweise im Archiv verloren.

Aus politischen Gründen wird mit der Leibeigenschaft aufgeräumt. Wer in einem gewissen Umkreis der Stadt etwas zu bedeuten hat wird ins Burgrecht aufgenommen. Der von den grossen Herren bedrängte kleine Adel geht gerne darauf

ein, um, wie Schultheiss Kistler im Twingherrenstreit sagte, draussen auf seinen Sitzen Herr zu bleiben und gleichzeitig in der Stadt Mitherr zu werden. Mit Herren, die sich der bernischen Politik widersetzten, wird kurzer Prozess gemacht. Bremgarten, Geristein, Belp und andere Burgen werden geschleift. Es wird immer mehr auch dem hohen Adel ungemütlich, und endlich (1339) kommt es zur blutigen Auseinandersetzung zwischen ihm und der Stadt bei Laupen. Bern geht siegreich daraus hervor, und mit diesem Sieg ist die Basis geschaffen für die glänzende Entwicklung des Freistaates.

Wer war es nun, so fragen wir uns, der diese energische, jedes Joch abschüttelnde Politik ersann, vertrat und durchführte? Ohne Zweifel waren es einzelne Männer, vielleicht in erster Linie die Bubenberge. Wir wissen darüber wenig Verbürgtes. Aber eines scheint mir klar aus den Ereignissen hervorzugehen: es war ein gemeinsames agens vorhanden, das einen vertrauensvollen Zusammenschluss der Bürgerschaft bewirkte. Nur zu gut hatte man die Intentionen Berchtolds V. verstanden, der an der Aare ein Bollwerk gegen militärische Vorstösse von Westen, zugleich aber auch ein solches gegen Uebergriffe des unbotmässigen Hochadels errichten wollte. Unter den Launen und der Willkür des letztern litt das in Leibeigenschaft schmachtende Volk, aber auch der niedere Adel, so dass man mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich gegen das Uebel zu organisieren. Wenn man sagte: „Als Demut weint und Hochmut lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht", so konnte das auch von der Gründung Berns gesungen werden. Sehr bezeichnend definiert die erste Stadtsatzung den Begriff „Inburger". „Alle die in unser Stadt Bern hussheblich gsessen sind und allda lieb und leyd tragend, dieselben sollent für burger gehalten und geachtet werden, der statt recht haben und aller rechten und fryheiten der statt gnoss sin." — Aus dieser Satzung schlägt uns der Geist entgegen, der die führenden Elemente beseelte und verband und das Vertrauen der Geführten festigte. Man war in Leid verbunden und sah im Zusammenschluss das Heil. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit der Leitenden und Vernunft beim niedern Volk verbanden sich aufs glücklichste. Wäre es nicht

so gewesen, so würden die Berner die Probe von Laupen, wo sie mit ihrem Blut die Zusammengehörigkeit besiegelten, kaum bestanden haben. Usurpierte oder fremde Herrschaft wurde nicht mehr erduldet; aber dem Willen der selbstgewählten Regierung gegenüber befliss man sich einer Loyalität, die jahrhundertlang standgehalten hat und nach den Revolutionsstürmen wieder platzgriff, um sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Sie zu erschüttern hatte es schwerer, lange fortgesetzter politischer Missgriffe der Regierenden bedurft, und ohne fremden, die Autorität untergrabenden Einfluss würde diese Loyalität auch zur Zeit des Untergangs der alten Eidgenossenschaft nicht versagt haben.

Loyalität ist ein Grundzug der bernischen Volksseele. Sie hat sich im Lauf der Geschichte hundertmal aufs glänzendste bewährt, daheim und unter fremder Fahne, zuletzt noch in den Tagen des Generalstreiks von 1918, wo die Loyalität namentlich der Landbevölkerung, aber auch der Bürgerschaft entschieden grösser war, als die Zuversichtlichkeit der Regierenden und Volksvertreter. Einen hübschen kleinen, aber sprechenden Zug dieser Loyalität erzählt Oberst Latour in einem Brief über seine Mission bei der Auflösung des Berner-Regiments in Neapel (21. August 1859): Um den Soldaten wenigstens etwas von ihrem Guthaben auszuzahlen, damit sie sich vor der Einschiffung etwa noch ein Andenken in Neapel kaufen könnten, wurde einem jeden 1 Piaster (zirka 5 Fr.) ausgehändigt. Da liefen sie scharenweise hin und kauften Bildnisse des Königs Ferdinand II., unter dem sie im Felde gedient hatten. Am Abend jenes Tages sei in ganz Neapel kein Bild des Königs mehr zu kaufen gewesen. Wer noch keines hatte, kaufte sich nun ein Bild des regierenden Königs, unter dessen Regierung die Abdankung stattfand.

Wenn in den Märztagen von 1798 bei den bernischen Truppen bedauerliche Ausschreitungen stattfanden, Bataillone den Gehorsam verweigerten und Offiziere von ausser sich geratenen Soldaten und Landstürmern ermordet wurden, so sind die Motive dieser Schandtaten nicht zu übersehen. So lange ein zielbewusster Oberbefehl die Armee leitete, weigerte sich keine einzige Truppe zu marschieren. Erst als die Regierung durch Contre-Ordres alles aus Rand und Band gebracht und schliess-

lich abgedankt hatte, kam es zu Ausschreitungen. Kein Offizier, der eine Truppe gegen den Feind führte, wurde ermordet, wohl aber Offiziere, die man verdächtigte, dem Feind den Weg freigeben zu wollen. Eine verhängnisvolle Rolle spielte dabei die fatale Gewohnheit einzelner höherer Offiziere, so des Generals von Erlach, französisch zu sprechen, und anderseits bei Soldaten und Landstürmern der Alkohol. Ich sage nicht „Alkoholismus", um nicht etwa die Meinung aufkommen zu lassen, die Bevölkerung sei besonders trunksüchtig gewesen. Ein anonymer Schriftsteller, der die Verhältnisse zu kennen scheint, bezeugt, dass die Berner jener Zeit fast nur bei festlichen Gelegenheiten Wein tranken, und dass es eher geschah aus Lust, sich einmal zu betrinken, als in der Absicht sich zu stärken. Man trank bei festlicher Gelegenheit, aber auch im Moment der Auflösung der Ordnung, um sich Mut zu machen. Der Soldat, d. h. der Mann aus dem Volk, wollte sich schlagen, und Truppen, die von der politischen Konfusion nicht ergriffen wurden, haben sich geschlagen, sogar viele Waadtländer.

Ungeachtet dieser unbestrittenen Nationaltugend, welche sie mit den meisten schweizerischen Stämmen gemein haben, lieben es die Berner, ihren politischen Willen auch dann kundzugeben und durchzusetzen, wenn er keineswegs mit dem der Regierenden übereinstimmt, und es geschieht das keineswegs immer mit offener, lauter Proklamation. Bei aller Kampflust und Hoselupffreudigkeit, die dem Berner ein Fest daraus macht, seinen Gegner vor aller Augen „z'gheie", dass es kracht, verschmäht er es gar nicht, ihn gegebenenfalls in aller Stille „über den Kübel zu lüpfen", besonders wenn er dann als der Schlauere sich geltend machen kann. Das hat sich gerade im ersten Jahrhundert der bernischen Geschichte gezeigt, indem man es vortrefflich verstand, mit den Schirmherren und Oberhäuptern gut zu stehen, unter der Hand aber jede Gelegenheit ergriff, um die politische Selbständigkeit anzubahnen und auszubauen. So entstanden nach allen Seiten Verträge und Bündnisse, so fiel die Reichsfeste Nydeck, so baute man Brücken und Wehren ohne Erlaubnis. Was einmal dastand, war dann ohne Krach nicht so leicht wieder zu beseitigen. Aber wie der Herr, so der Knecht. Den Regie-

renden wird abgeguckt, wie sie zu ihrer Sache kommen, und so macht's dann zuletzt auch der kleine Mann in seinem Bereich. Gute und schlechte Gepflogenheit werden Nationaleigentum. Das rieb man sich im Twingherrenstreit weidlich um die Nase. Und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in der Blütezeit der Reisläuferei, wussten die bernischen Condottieri nur zu oft die Werbeverbote zu umgehen. — Allerdings verstand dann die Regierung jeweilen keinen Spass und strafte ohne Ansehen der Person.

Dieser Zug ist heute noch lebendig. Wir haben es wiederholt erlebt, dass Abstimmungsvorlagen im Grossen Rat nur schwacher Opposition begegneten und auch draussen in der öffentlichen Diskussion kaum angefochten, dann aber mit überwältigendem Mehr verworfen wurden. Das ist das Schicksal von Ratsbeschlüssen, die sich gut ausnehmen und anstandshalber vor dem Volk vertreten werden müssen, dem Volk aber nicht munden wollen. Es sind meistens die Bauern, die solche Ueberraschungen bereiten. Aus erster Hand weiss ich, dass vor wenigen Jahren ein Mitglied des Grossen Rates, das sich grossen Anhangs erfreut, im Rat für eine Vorlage eintrat, dann aber seine Getreuen daheim um sich scharte und ihnen erklärte: Seht, in Bern habe ich für das Gesetz stimmen müssen, ihr aber könnt machen was ihr wollt, an eurer Stelle würde ich nein sagen. — So geschah es denn auch. Damit kommen wir auf das umstrittene Thema von der angeblichen Verschlagenheit der Berner Bauern. Wer ein Gelüsten nach grünen Sesseln hat, tut besser, dieses Wort nicht auszusprechen. Ich für meinen Teil sehe keinen Grund, warum ich dieser Erscheinung, die auch ein Gotthelf nicht leugnet, nicht näher treten sollte. Uebrigens führen die Schilderungen dieses gründlichen und hervorragendsten Bauernkenners keineswegs zum Gesamteindruck, dass Verschlagenheit ein ganz allgemeiner Charakterzug der Berner Bauern wäre. Wir haben da immerhin noch wohl zu unterscheiden zwischen Klugheit, Schlauheit und Verschlagenheit, und ich möchte nicht zugeben, dass die letztgenannte Ausprägung natürlicher Intelligenz im Bernervolk die verbreitetste sei. Es wird wohl eher so sein: wo der Bauer unbehelligt seiner Arbeit obliegen kann, zeigt er sich klug, im Konkurrenzkampf erweist er sich als schlau, seinem wirk-

lichen oder vermeintlichen Feinde gegenüber verschlagen. Ehrlichkeit erwidert er mit Ehrlichkeit. Von einem alten Landpfarrer, der die Verschlagenheit auch kennen lernte, wurde mir gesagt, sie sei eine Frucht übertriebener Strenge der Landvögte. Man habe sich im 16., 17., 18. Jahrhundert der Strenge der Landvögte nicht anders als durch List zu entziehen gewusst. Man habe sich über jede gelungene Hintergehung des gestrengen Herrn königlich gefreut, und es sei so nach und nach ein Sport daraus geworden. Ein Körnchen Wahrheit mag daran sein. Sicher ist, dass heute noch die Steuerbehörden mit der Ueberlistung rechnen, ja dieselbe geradezu voraussetzen und das Verfahren des Steuerbezugs darauf einstellen.

Jedenfalls macht sich die Verschlagenheit weniger im Verkehr unter seinesgleichen geltend als aus einem starken Gemeinschaftsempfinden heraus gegen den Stärkern, besonders den Uebergeordneten. Da zeigt sich in unserem Volk ein starkes Solidaritätsgefühl. Dieses spielt eine grosse Rolle im Bernervolk. Einige Beispiele zeigen am deutlichsten, was ich meine. Sie sind aus eigener Beobachtung geschöpft. Die Regierung fördert im ganzen Lande das Löschwesen. Eine Feuerwehr, die Ehre einlegen möchte, hält darauf, dass vom Brandobjekt möglichst viel stehen bleibt. Ein angebrannter Dachstuhl zeigt, dass tüchtig gearbeitet worden ist. An manchen Orten aber bekommt man selten so etwas zu sehen. Die Feuerwehren sind zwar dagewesen, mit modernen Apparaten, und haben vielleicht einen Ortsbrand verhütet. Aber vom Brandobjekt ist nichts mehr da? Man weiss, dass die Schätzer der Brandassekuranz alles, was noch irgendwie brauchbar ist, schätzen und von der Entschädigungssumme in Abzug bringen. Dem will man den Beschädigten nicht aussetzen, und desshalb lässt man aus Solidarität das Feuer gründliche Arbeit machen.

Zur Zeit der Maul- und Klauenseuche haben die Landgemeinden mit ihren Buss-Kompetenzen häufig Missbrauch getrieben. Allzu nachsichtig gegen die Nächsten, welche durch ihre Unachtsamkeit und Fahrlässigkeit das Uebel am meisten verbreiteten, knöpfte man dem harmlosen Wanderer, der den Amtsanzeiger nicht gelesen hatte und den Bannbezirk nicht kannte, mit Wonne die Maximalbussen ab. Und Freude herrschte

in Trojas Hallen, wenn es einen Regierungsrat oder Bundesrat traf. Welch ein Jubel, als die zahlreiche Delegation der Berner Regierung ahnungslos den gewohnten, nun aber verbotenen Weg von der Station Wimmis zur Kriegspulverfabrik benützte, welch ein Schmunzeln, als man zwei Mitglieder des Bundesrates auf verbotenen Wegen erwischte, nachdem der Regierungsstatthalter des Bezirks ihnen auf telephonische Erkundigung hin die Zusicherung gegeben, der Weg sei frei! Auch er hatte wohl den Anzeiger nicht gelesen. In der Verfolgung fehlbarer Automobilfahrer können es manche Land-Gemeindebehörden mit den gewandtesten Raubrittern des Mittelalters aufnehmen. Und was in den Kriegsjahren unter dem Vorwand der Lebensmittelersparnis an interessiertester Solidarität geleistet wurde, bildet ein eigenartiges Kapitel in unsrer Wirtschaftsgeschichte. Eines darf bei Beurteilung dieser Erscheinungen nicht vergessen werden: bei den Excessen der Solidarität wirkt nicht selten der Antagonismus von Stadt und Land mit. Er ist von beiden Seiten verschuldet, aber durchaus nicht berechtigt. Seit den Tagen der Restauration ist dem Land so viel Gewicht in der Volksvertretung eingeräumt, während die Stadt unverhältnismässig viel Lasten trägt, dass das Land nichts mehr herauszufordern hat. Anderseits lässt die Stadtbevölkerung sehr viel an Verständnis für die bäuerliche Mentalität zu wünschen übrig.

Diese weniger erbaulichen Auswirkungen des Solidaritätsgefühls zeigen sich meist da, wo die Gemeinschaft ein offizielles Gewand trägt; es ist viel naive Freude am abusus der Amtsgewalt dabei. Umso schöner zeigt sich dann die Solidarität im freien Privatleben des Volkes. Da lebt noch ein starkes Pflicht- und Verantwortungsgefühl, das sich in Zeiten der Not in weitherziger Weise offenbart. Es bleibt nicht an den Landesgrenzen stehen, auch nicht an den Schranken der Konfession oder der Rasse. Es zeigt sich vielmehr, dass dem Volk das Solidaritätsgefühl nicht Stammes- oder Nationalitäts-, sondern Menschheitssache ist.

Wir sind es den frühern Geschlechtern schuldig zu erwähnen, dass hier eine gewisse gouvernementale Pädagogik mitspielt. Zugegeben, dass jeweilen auch politische Erwägungen in Betracht fielen, wenn die Regierung des alten Bern den ver-

triebenen Waldensern und den Hugenotten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in bernischen Landen eine Freistätte schuf, aber das Hauptmotiv war doch Humanität oder kurzweg Religion. Dieses Beispiel hat im Volk Verständnis und Nacheiferung gefunden. Das zeigt sein Verhalten gegenüber den Waisen von Nidwalden, gegenüber den Internierten von 1870, gegenüber den Opfern des Weltkriegs, der Nachkriegsnot und so vieler andern Katastrophen. Das Verhalten der Bevölkerung in solchen Zeiten psychologisch zu untersuchen, wäre eine interessante Aufgabe. Wichtig und bezeichnend ist mir die Erscheinung, dass nicht nur der Vermögende, der in der Lage ist, Ueberfluss andern mitzuteilen, nicht nur derjenige, der weitreichende Beziehungen unterhält und auf einen nutzbringenden Widerhall des Dankes oder Popularität rechnen kann, sich an den Hilfsaktionen beteiligt, sondern — und zwar in vorbildlicher Weise — der kleine Bürger, der in der Menge verschwindet. Sehr bezeichnend ist z. B., dass der erste Berner, der sich auf den ersten Aufruf zugunsten der Aufnahme von Wiener Kindern meldete, ein Schmiedmeister war, der erklärte, wo zwölf eigene Kinder Brot genug hätten, fände auch das dreizehnte noch Nahrung. Einen gleichlautenden Bescheid gab ein armer Bahnwärter im Laufenthal.

In diesem Verhalten schlummert, den Leuten bewusst oder unbewusst, die Erinnerung an das Wort Jesu: „Wer ein solches Kindlein in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf" (Mark. 9, 37). Es sitzt dem Berner Bauern im Unterbewusstsein, dass Christus sich mit den Verschupften, Benachteiligten identifiziert, weshalb ihm der unglückliche Volksgenosse zum Gegenstand religiösen Denkens und Verhaltens wird. Unvergesslich ist mir ein Jugenderlebnis. An einem Erntefest auf einem grossen Bauernhof meldete sich beim Essen ein stummer Knecht zu einer Produktion. Wir Schulbuben am Katzentisch lachten darüber. Man wies uns scharf zurecht und setzte einen grossen Blumenstrauss vor den Stummen hin, worauf er unter einer wahrhaft ergreifenden Aufmerksamkeit und Stille aller Anwesenden, von denen keiner den Mund zum Lachen verzog, den Strauss hin und her drehend und betrachtend, in unartikulierten Misstönen zu singen versuchte. Das ist typisch für die Art, wie der rechtschaffene

Bauer dem Unglücklichen begegnet. Ich weiss wohl, dass auch anderes geschieht, dass unbequeme Blinde und Stumme sogar misshandelt werden. Aber das ist Ausnahme und wird von der öffentlichen Meinung scharf verurteilt.

Damit haben wir nun einen Wesenszug des Bernervolkes berührt, der den Untergrund zu all seinen guten Eigenschaften bildet: die Religiosität. Wäre es wohl zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, das Bernervolk sei ein frommes Volk? Nun, man dürfte es etwa mit demselben Rechte sagen, wie wenn von irgendeinem braven, aber immerhin mit Sünden aller Art behafteten Manne als von einem frommen Menschen gesprochen wird, weil er wenigstens die Absicht bekennt ein Christ zu sein. Aber das ist unbestreitbar: das Bernervolk ist ein stark religiös empfindendes Volk, nicht nur da, wo das Gemeinschaftswesen blüht, wie etwa in Adelboden, Heimberg und im Emmental, sondern sogar auch da, wo die religiöse Nüchternheit in Indifferentismus auszuarten droht.

Das war den Regierungen des alten Bern bewusst. Sie kannten den hohen Wert dieser Tatsache und machten die Pflege des religiösen Volkslebens durch die Uebernahme der kirchlichen Hoheit zur Staatsaufgabe. Von der darauf verwendeten Sorgfalt zeugen die stattlichen Pfarrhäuser und Kirchen des Landes. Indem die Regierung für die äussere Würde der Kirche sorgte, wahrte sie die Würde des Staates. Die Autorität der Kirche trug aber seit den Tagen der Reformation einen staatlichen Charakter, der ihr zwar noch heute unentbehrlich ist, aber zu gewissen Zeiten zum Verhängnis wurde, so namentlich in der Massregelung der Wiedertäufer und der Pietisten.

Wenn ich sage, die Wesenszüge des Bernervolkes haben ihre Wurzel in der Religiosität, so möchte ich das zunächst in Bezug auf die Loyalität nachweisen. Der Kern dieser Loyalität ist Religion — fromme Scheu vor einer Autorität. Je fremder dem einfachen Manne aus dem Volk die Autorität ist, desto mehr respektiert er sie. Der Monarch, dem der Söldner diente, war diesem ohne weiteres eine geheiligte Person. Er fragte nicht nach ihren Rechtstiteln, nach dem wieso und warum. Und nicht wesentlich anders war seine Stellung zur heimischen Regierung, bei deren Bestellung er nicht

mitzureden hatte. Es war eine Obrigkeit, und zwar in seinen Augen selbstverständlich von Gott verordnete Obrigkeit, der man nach des Apostels Lehre auch dann mit Reverenz zu dienen hatte, wenn sie schon aus „wunderlichen" Herren bestand. Als Autorität erscheint dem kleinen Mann auch der Gelehrte, der Arzt (sogar der Quacksalber), weil er bei diesen Leuten einer zwingenden Ueberlegenheit, einem geheimnisvollen Können und Wissen gegenübersteht.

Gewiss spielt dabei die Schein-Autorität eine grosse Rolle, aber man darf nicht glauben, dass der Mann aus dem Volk blind sei gegen dieselbe. Vor allem ist es die „Kunst" des Helfers, die in ihm Vertrauen erweckt. Wenn der Quacksalber den Ruf hat, etwas zu können, so scheut man weder die Reise, noch das Honorar, und wenn man an zehn Doktorhäusern vorbei müsste. In der Gemeinde Röthenbach übt der Bannwart das Handwerk des Zahnziehens aus. Er besitzt die Zange und die Kunst, von seinem Vater ererbt. Die Bäuerin von Naters läuft zwei Stunden weit hinunter, ins Dorf. Der Bannwart ist aber droben, irgendwo im Wald am Rauchgrat. „Da hast Du die Zange, geh und such ihn!" sagt man ihr. Und sie geht und findet ihn endlich. Er setzt sie auf eine Hausbeige und nimmt die Operation vor. Er kann's. Man braucht nicht zum Arzt.

Grosse Autorität geniesst der Pfarrer. Er wird auch heute noch, vierhundert Jahre nach der Reformation, als geweihter Priester betrachtet. Dazu ist er staatliche Amtsperson. Zeigt er sich würdig, so geniesst er unbegrenztes Vertrauen; aber grösser noch ist das Vertrauen in die Bibel, das überkommene Gotteswort. Kritisiert der Pfarrer die Bibel, so schwenkt man ab zum Bruder Evangelisten, der sich „unter das Wort stellt". Wenn ein Pfarrer sich treu zeigt in seinem Amt, so wird ihm vieles verziehen, sogar ungern gesehene Neuerungen, wie den Tausch des althergebrachten Kanzelrocks gegen den Gehrock bei Amtshandlungen. Man sieht es nicht ungern, wenn der Pfarrer sich „niederträchtig" zeigt — immer vorausgesetzt, dass er als wirklich frommer Mann und Priester erkannt werde. Man würde es sogar dulden, wenn er im blauen Burgunderhemd herumliefe. Aber wehe ihm, wenn er im üblen Sinne sich gemein macht.

Wie sollen wir nun aber Schlauheit und Verschlagenheit reimen mit der aus religiösem Empfinden heraus entstandenen Loyalität? Das Bernervolk ist eben bei seiner Gottergebenheit keineswegs blind für das Allzumenschliche. Ist nicht gerade aus seinem ausdrucksmächtigen Sprachschatz heraus die schöne Redensart geprägt worden „es möntschelet"? Provoziert wurde sie durch Inkonsequenzen derjenigen, die den Anschein erwecken möchten, ihr Reden, Denken und Handeln sei allein von Gott inspiriert. Für solche Inkonsequenzen, überhaupt für den geringsten Mangel an Legitimation hat das Volk ein überaus feines Empfinden, handle es sich um geistliche oder weltliche Autorität. Das Bernervolk wird noch heute keiner Regierung, keinem Beamten, keiner Kirche, keinem Pfarrer und keinem Lehrer die Loyalität versagen, wenn sie sich als ihrer Aufgabe würdig und einigermassen gewachsen zeigen. Sobald aber diese Würde durch eigenes Verschulden ins Wanken kommt, fühlt sich der Mann aus dem Volke berechtigt, sich der Auswirkung amtlicher Gewalt zu entziehen. Wo es nicht offen zu wagen ist, mit List. Wo es allzusehr menschelt, schmilzt die Autorität ab.

Die Demokratie in ihren extremen Formen glaubt mit der natürlichen Autorität auszukommen, vergisst jedoch nur zu leicht, wie unvollkommen auch ihre Kräfte, ihre Vertreter sind. Besässen ihre Organe ein volles Mass legitimer, echter, natürlicher Autorität, so hätten wir ja den Himmel auf Erden. Aber gerade dadurch, dass die Demokratie jeden Bürger grundsätzlich und ohne Voraussetzung in die Regierung beruft, zerstört sie die Voraussetzung der Autorität und Loyalität. Seitdem der kleine Mann weiss, dass er an der Bildung der Regierung direkt beteiligt ist, hat er den Respekt vor ihr eingebüsst. Das fing an schon lange bevor jeder Unberufene in den Zeitungen Kritik üben durfte. Man kann sich nicht genug der Tatsache erinnern, dass auch im demokratischen Staate die Autorität der Regierung eine Voraussetzung aller Wohlfahrt ist, und dass sie so lange mit äussern Mitteln gestützt werden muss, bis wir in der Lage sind, jedes Amt mit einem durch überragende Tüchtigkeit legitimierten Träger zu versehen. Noch unbestreitbarer gilt das von der Armee. Es ist töricht zu glauben, dem Soldaten werde es leichter zu parieren, und der

Dienst werde ihm angenehmer, wenn der Offizier tunlichst aus seiner sozialen Nähe gewählt wird und, wenn möglich, mit ihm aus einem Topf isst. Der gute Soldat fragt nicht nach dem; aber er will von Männern geführt sein, die ihm an Wissen und Können, an Bildung und Charakter überlegen sind. Das habe ich oft genug beobachtet. Es ist merkwürdig; aber in dieser Hinsicht zeigt sich der Bauernknecht dem städtischen Arbeiter, der sich so gern den Gleichmacherideen hingibt, überlegen.

Die Loyalität und das Solidaritätsgefühl machen aus dem Manne einen zur militärischen Ausbildung geeigneten Menschen. In der Uniform heissen diese beiden Charakterzüge Disziplin und Kameradschaft. Für einen tüchtigen Offizier ist es eine Freude Berner zu führen. Natürlich gibt es auch da, individuell gemessen, grosse Unterschiede und Abstufungen. Wichtig ist es aber zu wissen, was für ein physisches Gebilde entsteht, wenn die einzelnen Individuen sich zur Truppe verschmelzen. Und da kann nur Gutes von der Bernertruppe gesagt werden. Die Kriegsgeschichte hat es bewiesen. Von besonderer Beweiskraft scheint mir die Tatsache zu sein, dass der sehr verbreitete „Verleider" der nach der Grenzbesetzung im Weltkrieg die Leute ergriffen hatte, schon jetzt wieder einer allgemeinen Dienstfreudigkeit gewichen ist. Ueber die Disziplinierbarkeit und Kameradschaft will ich nichts mehr sagen. Aber dazu gesellt sich eine bemerkenswerte Geduld, Ausdauer, Gutmütigkeit, Unerschrockenheit, und als besonders wertvolles Gut die Auffassung, dass Soldatsein eine eifersüchtig zu hütende Ehre sei. Letzteres ist alte, unausrottbare Tradition. Damit hängt der alte, an Aberglauben streifende Brauch zusammen, der Kindbetterin bei herannahender Niederkunft einen Soldatenkaput überzuziehen. Zu den Soldatentugenden gehört auch Reinlichkeit. Und die ist, wie wir noch sehen werden, bei den Bernern ausgeprägt vorhanden. Ein Soldat endlich sollte auch genügsam sein. Wie steht es nun damit bei uns? Der Gelehrte Johann Georg Zimmermann schreibt in seinem Buch „Vom Nationalstolze"*): „Die Eigenliebe baut auf mannigfaltige eingebildete Vorzüge die lächerliche Grösse, mit der sich ein nuss-

*) 1768, pag. 68

brauner Spanier oder Portugiese brüstet, wenn er seine Haut mit der Haut eines Afrikaners vergleicht, oder ein Bürger aus Bern, wenn er am meisten fressen kann". Das boshafte Kompliment ist vermutlich auf irgendeine praktische Erfahrung hin geschrieben worden. Und etwas von dieser Fähigkeit der Berner des 18. Jahrhunderts hat sich erhalten. Woher kämen sonst die Redensarten „viel und guet", „schnäderfrässig"? Es gehört auch heute noch zu den Gefälligkeiten unsrer hohen Eidgenossen, die Herren Diplomaten mit den „Fressbedlene" der Umgebung von Bern, die übrigens auch den baslerischen Feinschmeckern bekannt sind, vertraut zu machen. Viel und guet ist Regel im Emmental. Viel und guet will der Soldat zu essen haben, wenn viel von ihm verlangt wird. Umso höher ist es ihm anzurechnen, wenn er ohne zu mucksen lange darbt. Und das tut der Berner Soldat gutwillig, sobald er merkt, dass nicht Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit der Verantwortlichen es verschuldet hat.

Mit diesem Hinweis auf die Nahrungsgewohnheit des Berners, der übrigens, so sehr er ein gutes, opulentes Festmahl liebt, im Alltag nichts weniger als ein Schlemmer ist, haben wir die Frage angeschnitten, wie sich das Wesen der Volksseele äussert. Ich möchte bei derselben verweilen, da aus diesen für jedermann wahrnehmbaren Erscheinungen leicht Schlüsse gezogen werden können auf gewisse Wesenszüge von sekundärer Bedeutung. Die deutlichste und untrüglichste Aeusserung der Volksseele ist die allgemeine Lebensgewohnheit und in erster Linie die Art des Broterwerbs. Nach der alten Tradition ist der Landberner Bauer, während der Stadtberner im Staatsdienst sein Auskommen sucht. Beiden Gruppen gemeinsam ist die grosse Vorliebe zum Kriegsdienst. Daneben blüht ein tüchtiger Handwerkerstand. Wohlangesehen war zu allen Zeiten der geistliche Stand, während die übrigen akademischen Berufe, soweit sie nicht der Staatsverwaltung dienten, ziemlich lange um volle Anerkennung zu kämpfen hatten. Der Arzt war noch bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht gesellschaftsfähig. Philosophen begegnetem grossem Misstrauen, weil sie mitunter staatsgefährlich erschienen. Künstler genossen in der katholischen Zeit Ansehen, als sie die Kirchen schmückten. Aber sie rangierten

mit dem Handwerk. Bildende Kunst, im heutigen Sinne ausgeübt, galt so wenig als Broterwerb wie die Schriftstellerei, von der Poeterei nicht zu reden. Sehr geschätzt waren die Architekten; sie hiessen aber bis tief ins 19. Jahrhundert hinein noch Werkmeister. Der gewaltige Respekt vor Geld und Geldgeschäften war es wohl, der dem Bankier Ansehen verschaffte. Dasselbe erlitt freilich einen schweren Stoss durch den mit dem Law-Schwindel verknüpften Krach des Bankhauses Malacrida (1720). Dennoch wurde der Bankier noch vor dem Arzt gesellschaftsfähig.

Eigentümlich ist nun, dass der Staat schon im 18. Jahrhundert bedeutende Geldgeschäfte mit dem Ausland machte, dass aber der Exportgeist niemals stark genug wurde, um aus dem Handwerk eine Industrie zu machen. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigen sich Ansätze zu einer solchen. Neben vielen äussern Gründen mag jene Auffassung dazu beigetragen haben, dass jeder Wirtschaftsbetrieb ein möglichst selbständiges Ganzes sein müsse. Ein Bauerngut nach der alten Mode war ein Staat im Staate. Er entwickelte sich so vielseitig wie möglich, hielt sich nach allen Richtungen unabhängig und brauchte dann auch das eigene Produkt, um vorerst den eigenen Bedarf zu decken. Nicht nur blieb der Mist auf dem eigenen Land, auch Heu und Stroh blieben auf dem Gut, und im Gegensatz zur heutigen Vieh-Ueberproduktion hütete sich ein guter Landwirt davor, sein Land mit Vieh zu übersetzen. Dem entsprechend blieb das Handwerk bei der Deckung des Bedarfs im eigenen Lande.

Mit dieser tiefwurzelnden unabhängigen Bodenständigkeit steht wohl in innerm Zusammenhang der Aufwand zur Repräsentation. Früh schon war den Leuten zum Bewusstsein gekommen, dass der Herr und Meister auch nach aussen etwas vorstellen muss, wenn er bei den Untergebenen Autorität geniessen will. Daraus mehr noch als aus dem rein ästhetischen Bedürfnis erklärt sich die schöne Gestaltung sowohl des adeligen Landsitzes wie des Bauernhofes. Ein Zeitgenosse des Untergangs des alten Bern, der rücksichtslos urteilt über die Zustände, die zur Katastrophe führten, zerstört die Legende von den grossen Vermögen, welche sich die Landvögte im Amt erworben haben sollen. „Dass man sich",

so sagt er, „so gierig zu diesen Stellen drängte, beweist nur, dass man nicht rechnete, dass Ehre vielen über Geld ging, dass man auf ein frühes Amt hoffte und dass man wohlbemittelt sein musste, wenn man bei diesem Berufe sich und sein Haus nicht, wie es oft der Fall war, ruinieren wollte. — Was aber den Aufwand der Landvögte betrifft, so ist nur zu bemerken, dass sie sowohl von ihren Regierungen, als besonders von ihren Untergebenen sehr nachteilig würden beurteilt worden sein, wenn sie ihren Stellen weniger Ehre gemacht, alles in ihre Tasche gesteckt und als simple Bürger, oder welches in dieser Lage synonym gewesen wäre, als Geizhälse gelebt hätten."

Der repräsentative Aufwand beruht also keineswegs auf blosser Freude am Prunk oder Bauernstolz allein. Es ist vielmehr ursprünglich ein Pflichtgefühl dabei und anderseits ein Nachgeben gegen das Volksempfinden. Letzteres gibt noch heute dem Mitbürger zu verstehen, was man von ihm und seiner sozialen Stellung erwartet. Mein eigener Bruder wurde vor Jahren in der „Tagwacht" übel hergenommen, nicht etwa als Leuteschinder, sondern weil er, der als Farmer in Amerika des Arbeitens gewohnt, nach seiner Heimkehr in die Heimat gesehen wurde, wie er seinen Garten eigenhändig bearbeitete. Anderseits antwortete mir selber, als ich in den ersten Jahren meines eigenen Hausstandes beim Schreiner einen kleinen tannenen Schrank mit Hartholzfurnier bestellte, der biedere Meister, der die Einfachheit meines väterlichen Hauses kannte: „Das chunt Euch viel z'tüür". Da es der Meister mit meiner Einschätzung so gut meinte, folgte ich seinem Rat. Eine reiche Bankiersgattin wollte einen kleinen Lederkoffer kaufen. Man legte ihr, obschon ihr Aeusseres von weitem die wohlsituierte und distinguierte Dame verriet, nur billigste Ware auf den Ladentisch, und als sie nach einem bestimmten Koffer im Regal wies, der gefiele ihr, erhielt sie den Bescheid: „Das isch nüt für Euch. Es isch tüür."

Aber die schönen Landsitze und Patrizierhäuser! Wo kommen die her? — Nun, die sind aus Vermögen erbaut worden, die Generationen hindurch mit äusserster Sorgfalt und Sparsamkeit geäuffnet wurden. In der Stadt durften früher nur schmale

Fassaden gebaut werden, damit destomehr Bürger dazu kommen, innerhalb der Stadtmauern Grundbesitz zu verzeigen. Auch auf dem Land beschränkte man sich auf das Nötige. Da ging in Frankreich die Sonne Ludwigs XIV. auf. An den Bauten dieses Königs und seiner Nachfolger bildete sich der Geschmack der schweizerischen Offiziere. Die Bedeutung der Repräsentation wurde überall erkannt, und nun überbot man sich, aus den ererbten Vermögen schöne Residenzen zu bauen. Was früher von oben herab nicht gern gesehen wurde liess man jetzt gelten, weil es den Glanz der regierenden Kreise erhöhte. Wo ein Schloss erstand, musste ein würdiges Oekonomiegebäude dazu. Diese imposanten Schlossscheunen riefen in den Dörfern und Höfen dem stolzen Bauernhaus. Solche mögen freilich schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts bestanden haben. Die Schönheit und die auffallende Reinlichkeit des Berner Dorfes, welch letztere in gezüpften Misthaufen ein eigenartiges Dokument erhielt, sind ohne Zweifel dem fremden Kriegsdienst zu verdanken, der neben vielen Untugenden unsern Vorfahren guten Geschmack und Ordnungssinn beibrachte.

Der Reinlichkeitssinn hat länger vorgehalten als der gute Geschmack, der sich immer mit Vorliebe nach Westen hin orientierte. Der sog. Bernerstil ist ein den örtlichen Bedürfnissen angepasster französischer Stil. Sehr bezeichnend ist eine Aeusserung, die ich vor einigen Jahren einen Arbeiter vor der bekannten schönen, aber verwitterten Fassade der alten Hauptwache unter dem Beifall seiner Kameraden tun hörte: „Furt mit der alte donners Hütte und öppis subers a Platz". „Suber" wird dem Berner oft zur Bezeichnung für alles Tüchtige und Gefällige. So verlangte unlängst vor der Berner Kirchensynode ein Pfarrer die Herausgabe eines „subern" Andachtsbuches.

Mit dem Untergang der alten politischen Herrlichkeit erhielt auch der Luxus seinen Stoss. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellte sich wieder die alte Solidarität und behäbige Schlichtheit ein, das strenge Festhalten am Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben.

Man hat eine unüberwindliche Scheu vor Kapitalaufbrüchen, und bis vor kurzem galt in der privaten Vermögensverwaltung

der Grundsatz, dass ein Vermögen bis zu einem Drittel in Obligationen, zu einem Drittel in Hypotheken und zu einem Drittel in Grundbesitz anzulegen sei, wenn es nicht von der erstbesten wirtschaftlichen Katastrophe ruiniert werden solle. Dieser gesunde Grundsatz ist heute schon der modernen Steuerpolitik des Staates wegen nicht mehr zu befolgen, welche mit ihren künstlichen Steigerungen des Bodenwertes das Bild des nationalen und privaten Wohlstandes fälscht.

Nachdem wir gesehen, wie sich das Bernervolk den ersten Notwendigkeiten des Lebens gegenüber verhält, bliebe noch ein Wort zu sagen von seinen Gewohnheiten im gemütlichen Verkehr, die sich von denjenigen der andern schweizerischen Stämme nur wenig unterscheiden. Hervorzuheben ist die Wortkargheit, die in seltsamem Kontrast steht zur reichen Mundart. Es wird erzählt, zwei Berner Bauern hätten, aus der Stadt heimkehrend, beim Bärengraben ein Heufuder einfahren sehen. Eine Viertelstunde später habe der eine gesagt: „Schöns Fueder", und nach einer weitern Viertelstunde habe der andere geantwortet: „ja". Ist es auch arg übertrieben, so ist es doch gut erfunden. Kommt der Berner ins lebhafte Reden, so hat es seinen besondern Grund. Aber sein beharrliches Schweigen kann ebensogut Ausdruck der Behaglichkeit und Zufriedenheit sein, wie der Präokkupation oder Verstimmung. Je tiefer etwas im Herzen sitzt, an der Seele nagt, desto mehr Ueberwindung kostet es ihn zu reden. Davon wüssten alle ein Wort zu sagen, die den Versuch machten, den Berner Bauer als realistisch gestaltete Figur auf die Bühne zu bringen. In humoristischen Rollen geht es noch leichter. Aber im Tragischen wird es ausserordentlich schwer, einmal wegen der Gewohnheit des Bauers, alles Leid in sich hineinzuwürgen und zu verschweigen und dann weil der Dialekt für das Pathos sehr wenig Ausdruck hat. Man muss schon sehr vertraut sein mit unserm Volk, um sein mitunter furchtbares, herzzerreissendes Schweigen richtig zu verstehen. Ich habe es oft beobachtet, dass in einem alten runzligen Mannsgesicht die rollenden Tränen beredte Sprache führten, während der Mund keine Silbe hervorbrachte.

Gewandte Redner sind im Kanton Bern eher selten. Darum bewundert man sie umsomehr. Es ist ein grosser Vorzug,

wenn einem Pfarrer nachgerühmt wird, er habe „es schöns Wort". Von einer ganz besonders wohlklingenden Darbietung rühmt man, sie sei „schöner weder e wältschi Predig", wie denn überhaupt für viele Berner welsch Trumpf ist. Daher die Vorliebe für französische Namen wie Mon repos, Beaulieu, Monbijou, Beauregard, Jolimont usw.

Ganz analog lässt der Berner sich leicht gewinnen oder auch in Verlegenheit bringen durch Liebenswürdigkeit und Galanterie. Ihm sind diese Fähigkeiten nicht in hohem Masse gegeben. Er weiss nicht leicht, was er sagen soll, wenns ans Komplimentieren geht. „Es chunt ihm nüt z'Sinn." Dafür aber darf man dann meist als bare Münze nehmen, was er endlich hervorbringt.

Auf den ersten Schein kommt uns der Berner ausserordentlich nüchtern vor. Von Ueberschwänglichkeit wollen wir schon gar nicht reden. Wenn er etwa in einer Festrede sich dazu versteigt, verfällt er sicher der Lächerlichkeit. Aber auch da zeigt sich der Berner trocken, wo nach gemeinem Empfinden das Aus-sich-herausgehen jedem Menschen wohl anstünde. Wenn der Berner beim Begräbnis oder Abschiednehmen die Hand reicht, so gilt's. Es steckt ein freundschaftliches Empfinden darin. Mit Küssen ist er sehr sparsam, auch zwischen Eltern und Kindern oder unter Geschwistern. Wenn einer unserer jüngern Romanschriftsteller zwei Berner Bauernbuben sich aus zärtlicher Freundschaft küssen lässt, so beweist er damit, dass er trotz Ferienaufenthalten auf dem Land blind geblieben ist für Wesen und Art der Bauern. Selbst in der Stadt kommt solches kaum vor. Im allgemeinen bleibt das „Müntschi" dem „Meitschi" reserviert, und auf dem Lande muss sicher mancher Schatz noch lange genug auf diesen untrüglichen Beweis des Wohlgefallens warten.

In Beileidskundgebungen sind wir Berner im allgemeinen auch eher karg. Da muss in der Regel der Händedruck und ein sprechender Blick ersetzen, was die Zunge als Interpret des Herzens zu sagen hätte.

Bekannt ist auch die Zurückhaltung im Beifall. Die Stille, mit welcher der Berner Reden und künstlerische Darbietungen verfolgt, bedeutet keineswegs immer Missfallen. Im Gegenteil

es liegt sehr oft darin eher eine dankbare, respektvolle Andacht.

Sehr oft begegnen wir beim Berner einer ihm unbewussten Sentimentalität. Sie klingt sehr häufig durch im Volkslied, namentlich in dessen Melodie und sogar im Jodeln. Man belausche nur einen Trupp Soldaten beim Singen. Nicht im Marsch, sondern bei der Rast! Fast immer klingt etwas weich Sehnsüchtiges hindurch. Und dabei sind die Leute seelenvergnügt und zerreissen von Zeit zu Zeit das seltsame Gesumme mit einem gellenden Jauchzer.

Ich möchte dieses unbewusst mitschwingende Sentimentale als den Ausdruck einer ebenfalls nur im Unterbewusstsein sich regenden Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies auslegen. Und wer weiss, diese Sehnsucht ist das grosse agens einer Volksseele, aus dem sich so manches erklären liesse, was das Volk unwillkürlich in sein ganzes Schaffen und Trachten hineinlegt. Vielleicht ist es auch das, was als gemeinsames Suchen die vielen Einzelindividuen zum Volk verbindet.

Ich darf meine Betrachtung über die Volksseele nicht schliessen, ohne noch mit einem Wort der Berner Frau gedacht zu haben, die in fast allem die gleichen Wesenszüge trägt wie der Mann, sofern Loyalität mit persönlichem Pflichtbewusstsein identisch ist. Das Solidaritätsgefühl spielt dabei eine geringere Rolle als beim Manne, denn wo der Mann durch Rücksichten auf das Ganze, durch politische Erwägung gehemmt und zu Kompromissen auf dem, was ihm seine Ueberzeugung befiehlt, geneigt ist, da bringt das individuell Unmittelbare ihres Wesens die Frau in Konflikt mit der Loyalität. Ihr Rechtlichkeitsgefühl duldet keine Kompromisse. Es geht mit ihr durch und macht, wenn einmal die Leidenschaft sich regt, vor keiner andern Autorität Halt als vor der natürlichen oder wirklichen Ueberlegenheit, vor der echten Meisterschaft. Man muss hören wie die resolute Bernerin mit dem Steuerbeamten oder sonst einem Vertreter der Amtsgewalt z'Bode stellt, wenn er ihr irgendwie zu nahe tritt. Da gesellt sich zur Schlauheit die Derbheit, und wenn der Beamte seiner Sache nicht absolut sicher ist, wird er bald den Rückzug antreten müssen. Die Bernerin kennt überhaupt die schwachen

Seiten des Mannes, sie kennt seine gründliche Abneigung gegen andauerndes „Gchär" und seine Empfänglichkeit für gute Worte und Zärtlichkeit, und sie weiss davon Gebrauch zu machen. Sie kommt damit viel weiter als mit eigenen politischen Rechten, auf welche die Bernerin gar nicht so sehr erpicht ist. Die Zahl derjenigen, die nach solchen verlangen, ist viel geringer als die Zahl der Ablehnenden, die erklären: geht mir mit dem Gstürm. Die Bauernfrau vollends hat nicht „derwyl" für solche Sachen. Sie ist aber auch der Inbegriff des in seinem Reiche pflichtbewussten Menschen.

Besonders wortkarg ist auch die Bernerin nicht, aber an Nüchternheit im Ausdruck ihrer Gefühle ist sie dem Manne sehr ähnlich. Sie liebt leidenschaftlich aber nicht laut. Als eine Bäuerin vom Längeberg gefragt wurde, ob sie nicht zum zweitenmal ein Wienerkind aufnehmen würde, antwortete sie: „Nie wieder!" — „Warum denn? Haben Sie schlechte Erfahrungen gemacht?" — Nein, aber ich möchte nicht zum zweitenmal eines wieder hergeben müssen." Der Fall ist keineswegs eine Ausnahme. — Gleich leidenschaftlich wie ihre Mutterliebe ist ihre Liebe zum Mann. Gotthelfs „Elsi, die seltsame Magd" ist eine typische Bernerin.

Man hat durch vieles Geschreibsel und Reden vom Kiltgang die Bernerfrau verunglimpft. Ob diese Unsitte je das harmlose Gepräge trug, das ihr aus dem Zeitgeist des 18. Jahrhundert heraus Maler und Poeten verliehen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls galt der Kiltgang niemals als Sitte, sondern als Unsitte und eine Ausnahme von der Regel. Wenn moderne Soziologen sie zu einer Art Ehe auf Probe stempeln und ihr ethische Bedeutung beimessen wollen, so ist das Unsinn. Im rechtschaffenen Bauernhaus weiss man nichts vom Kiltgang. Die Bauernfrau hat eben so strenge sittliche Begriffe wie die anständige Städterin. Und gegenüber den ausserehelichen Liebesverhältnissen verhält sie sich schroff ablehnend. Ausserehelliche Kinder sind der Gegenstand grausamer Verachtung seitens der andern Kinder und oft genug auch der erwachsenen Personen.

Ich bin mir bewusst, über das Vielgestaltige, in seinen Widersprüchen geheimnisvolle Wesen der bernischen Volks-

seele nur einige Andeutungen gemacht zu haben. Und von manchem Zug dieser Physiognomie wird man mit Recht sagen, er sei keine ausschliessliche Berner Spezialität, sondern man finde ihn in ganz ähnlicher Ausprägung auch in den Volksstämmen der andern Kantone. Das möchte ich nicht nur zugeben. Betonen möchte ich es, und zwar mit Freuden, denn daraus erhellt die Verwandtschaft dieser Völker unter sich, der Familiencharakter des schweizerischen Völkerkonglomerats und der grosse Reichtum unseres Bundes.

Aus der Volksseele, dem gemeinsamen Empfinden, entsteht die autochthone Kultur. Und so gut, wie jedes sittlich irgendwie hochstehende Volk autochthone Kulturelemente in die Welt setzt, so besitzt es auch seine besondern Empfänglichkeiten für Kulturelemente, die es von andern Völkern her berühren. Es nimmt sie auf, bildet sie nach seiner Individualität weiter aus und fügt sie als neue Edelsteine in die eigene Krone. Wir haben also als Schweizer nicht das geringste Interesse daran, irgend etwas zu unterstützen, was das Gesamtbild des Schweizervolkes auf Kosten der Eigenart seiner verschiedenen Einzelstämme fördern sollte. Die Mannigfaltigkeit seiner Glieder macht den einzigartigen Reichtum des Schweizervolkes aus. Das Erzwingen der Assimilation in den Nationalisierungsbestrebungen der modernen Staaten ist eine politische Torheit. Das einzig Anzustrebende ist Freiheit für die Eigenart. Nur sie wird Annexionen Dauer verschaffen.

Wir haben aber in der Schweiz Institutionen, die geeignet sind, die Eigenart der Stämme abzuschleifen, allen voran die Armee, unser Volksheer. Es fordert Einheit in Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung, in Reglement, Führung und Disziplin. Es fordert absolute Einstellung auf das Gemeinsame unter Verzicht auf Geltendmachung jeder Besonderheit, die nicht in dieses Gemeinsame hineinweist. Sollen wir sie deshalb ablehnen? Nie und nimmer. Weit entfernt, die Eigenart der Stämme aufzuheben, bildet sie vielmehr einen wirksamen Schutz für sie, indem sie mit ihrer einigenden Kraft die Ausartung der Besonderheiten verhütet. Sie gibt den gemeinsamen Masstab und Gradmesser für die Tüchtigkeit der einzelnen

Stämme. Sie ist berufen, den Gesamtbestand an Kulturgütern, der vom einzelnen Gliede nicht zu behaupten wäre, gegen Uebergriffe mächtiger Nachbarn zu schützen und intakt zu erhalten. Ja, die Armee in ihrer heutigen Verfassung ist die überzeugendste Urkunde der grossartigen Vielgestaltigkeit und innern Geschlossenheit schweizerischer Kultur.

Es war von Wandlungen der bernischen Volksseele die Rede. Dass solche im Lauf der Geschichte stattgefunden haben ist leicht nachzuweisen. Von nahe besehen aber handelt es sich mehr um Wandlungen in der Aeusserung der Volksseele. Das eigentliche Wesen, der Charakter des Volkes ist, wo dieses nicht allzusehr mit fremden Elementen untermischt ist, derselbe geblieben, wie er vor Jahrhunderten war. Er hat nach den Stürmen, die ihn auf die Probe stellten und zeitweise verwischten, immer wieder das alte tüchtige und loyale Gepräge angenommen und den Untugenden, die ihm anhaften, standgehalten, eine Feststellung, die uns erlaubt, getrost in die Zukunft zu blicken.

In seinem letzten vollendeten Roman stellt Jeremias Gotthelf den Bernergeist dem Zeitgeist gegenüber, wobei er den Bernergeist, dessen vornehmster Vertreter er selber war, als den Geist bezeichnete, der gegenüber den Zeitströmungen einer missverstandenen, zersetzenden Aufklärung in die Schranken trat für Gott und Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Mag auch der Wunsch Vater des Gedankens sein, ein Volkskenner und wahrheitsliebender Seher wie Gotthelf war sich doch klar über die Berechtigung solcher Einschätzungen der Volksseele, und wenn er diesen von ihm gekennzeichneten Bernergeist den Zeitgeist siegreich überwinden lässt, er, der in einer Zeit lebte, die ihm nicht gefiel, so sind wir umso mehr berechtigt, an eine gute, gesunde bernische Volksseele zu glauben.